

Name:	
Klasse/Jahrgang:	



Standardisierte kompetenzorientierte schriftliche  
Reifeprüfung/ Reife- und Diplomprüfung

9. Mai 2016

Deutsch



## Hinweise zur Aufgabenbearbeitung

# Sehr geehrte Kandidatin! Sehr geehrter Kandidat!

Ihnen werden im Rahmen dieser Klausur insgesamt drei Themenpakete mit je zwei Aufgaben vorgelegt. Wählen Sie eines der drei Themenpakete und bearbeiten Sie beide Aufgaben zum gewählten Thema.

Themenpakete	Aufgaben (geforderte Wortanzahl)	Textbeilagen
<b>1. Stadtleben</b>	<b>Textinterpretation</b> (540 bis 660 Wörter)	2 Gedichte
	<b>Zusammenfassung</b> (270 bis 330 Wörter)	1 Interview
<b>2. Tourismus und Reisen</b>	<b>Textanalyse</b> (405 bis 495 Wörter)	1 Essay
	<b>Kommentar</b> (405 bis 495 Wörter)	1 Zeitschriftenartikel
<b>3. Bewusst leben</b>	<b>Meinungsrede</b> (540 bis 660 Wörter)	1 Zeitungsartikel
	<b>Leserbrief</b> (270 bis 330 Wörter)	1 Reportage

Ihnen stehen dafür 300 Minuten an Arbeitszeit zur Verfügung.

Die Aufgaben sind unabhängig voneinander bearbeitbar.

Verwenden Sie einen nicht radierbaren, blau oder schwarz schreibenden Stift.

Verwenden Sie ausschließlich die Ihnen zur Verfügung gestellten Blätter. In die Beurteilung wird alles einbezogen, was auf den Blättern steht und nicht durchgestrichen ist. Streichen Sie Notizen auf den Blättern durch.

Schreiben Sie auf jedes Blatt Ihren Namen und die fortlaufende Seitenzahl. Geben Sie die Nummer des gewählten Themenpaketes und den jeweiligen Aufgabentitel an.

Falls Sie mit dem Computer arbeiten, richten Sie vor Beginn eine Kopfzeile ein, in der Ihr Name und die Seitenzahl stehen.

Als Hilfsmittel dürfen Sie gedruckte und, falls Sie mit dem Computer arbeiten, elektronische Wörterbücher verwenden. Die Verwendung von (gedruckten und online verfügbaren) Enzyklopädien oder elektronischen Informationsquellen ist nicht erlaubt.

Abzugeben sind das Aufgabenheft und alle von Ihnen verwendeten Blätter.

Ihre Arbeit wird nach folgenden Kriterien beurteilt:

- Inhalt
- Textstruktur
- Stil und Ausdruck
- normative Sprachrichtigkeit

**Viel Erfolg!**

# Thema 1: Stadtleben

## Aufgabe 1

Alfred Wolfenstein: *Städter*

Georg Heym: *Die Stadt*

**Verfassen Sie eine Textinterpretation.**

Lesen Sie die Gedichte *Städter* (1920) von Alfred Wolfenstein (Textbeilage 1) und *Die Stadt* (1912) von Georg Heym (Textbeilage 2).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Benennen Sie jene Elemente der Stadt, die in den beiden Gedichten beschrieben werden.
- Analysieren Sie die formale, die sprachliche und die thematische Gestaltung der beiden Gedichte.
- Vergleichen Sie aufbauend auf Ihrer Analyse jene Gestaltungselemente der beiden Gedichte, die Ihnen für Ihre Deutung wichtig erscheinen.
- Deuten Sie die Gedichte im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Mensch und Stadt.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

# Aufgabe 1 / Textbeilage 1

*Hinweis:* Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

## Alfred Wolfenstein: *Städter* (1920)

Nah wie Löcher eines Siebes stehn  
Fenster beieinander, drängend fassen  
Häuser sich so dicht an, daß die Straßen  
Grau geschwollen wie Gewürgte sehn. 4

Ineinander dicht hineingehakt  
Sitzen in den Trams die zwei Fassaden  
Leute, wo die Blicke eng ausladen  
Und Begierde ineinander ragt. 8

Unsre Wände sind so dünn wie Haut,  
Daß ein jeder teilnimmt, wenn ich weine,  
Flüstern dringt hinüber wie Gegröhle: 11

Und wie stumm in abgeschloßner Höhle  
Unberührt und ungeschaut  
Steht doch jeder fern und fühlt: alleine. 14

Quelle: Wolfenstein, Alfred (2003). *Städter*. In Pinthus, Kurt (Hrsg.). *Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus*. 32. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 45–46.

### INFOBOX

Alfred Wolfenstein (1883–1945), expressionistischer Schriftsteller sowie Übersetzer

Die erste Fassung des Gedichts *Städter* erschien 1914 im Gedichtband *Die gottlosen Jahre*, die hier verwendete zweite Fassung wurde 1920 erstmals veröffentlicht.

„Sitzen in den Trams die zwei Fassaden / Leute“ bezieht sich auf Straßenbahnen (Trams), in denen die Sitzplätze so angeordnet waren, dass die Menschen in zwei Sitzreihen an den Längsseiten einander gegenüber saßen.

## Aufgabe 1 / Textbeilage 2

*Hinweis:* Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

### Georg Heym: *Die Stadt* (1912)

Im Dunkel ist die Nacht. Und Wolkenschein  
Zerreiet vor des Mondes Untergang.  
Und tausend Fenster stehn die Nacht entlang  
Und blinzeln mit den Lidern, rot und klein. 4

Wie Aderwerk gehn Straßen durch die Stadt,  
Unzählig Menschen schwimmen aus und ein,  
Und ewig stumpfer Ton von dumpfem Sein  
Eintnig kommt heraus in Stille matt. 8

Gebären, Tod, gewirktes Einerlei,  
Lallen der Wehen, langer Sterbeschrei,  
Im blinden Wechsel geht es dumpf vorbei. 11

Und Schein und Feuer, Fackel rot und Brand,  
Die drohen im Weiten mit gezckter Hand  
Und scheinen hoch von toter Wolkenwand. 14

Quelle: Heym, Georg (1993). *Die Stadt*. In Heym, Georg. *Gedichte 1910–1912. Historisch-kritische Ausgabe aller Texte in genetischer Darstellung. Band 2*. Hrsg. von Günter Dammann et al. Tübingen: Max Niemeyer. S. 1427–1428.

### INFOBOX

Georg Heym (1887 – 1912), expressionistischer Schriftsteller

Die hier verwendete Fassung des Gedichts entstand vermutlich 1911. Sie wurde 1912 – nach Heyms Tod – erstmals veröffentlicht.

**gewirkt:** aus Fadensystemen durch Maschenbildung hergestellt (gewirkter Stoff)

# Thema 1: Stadtleben

## Aufgabe 2

### Urban Gardening – städtische Gemeinschaftsgärten

Verfassen Sie eine Zusammenfassung.

**Situation:** Im Rahmen eines Klassenprojekts zu Umweltbewegungen übernehmen Sie die Aufgabe, ein Interview zum Thema *Urban Gardening* für Ihre Mitschüler/innen zusammenzufassen.

Lesen Sie das Interview *Urban Gardening in Wien: „Großer Imageeffekt, aber geringe Kosten“* mit dem Ökologen Andreas Exner aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 17. Juni 2015 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie das Phänomen *Urban Gardening*.
- Benennen Sie Probleme, die in Zusammenhang mit *Urban Gardening* angesprochen werden.
- Erschließen Sie, welchen Mehrwert städtische Gemeinschaftsgärten laut Textbeilage haben können.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

# Urban Gardening in Wien: „Großer Imageeffekt, aber geringe Kosten“

Ökologe Andreas Exner über Städtewettbewerb, Parallelen zu Schrebergärten und Zäune, die zu Vandalismus einladen

---

*Interview: Christa Minkin*

**STANDARD:** *Urban Gardening wird nachgesagt, es sei nur etwas für Bobos.*

**Exner:** Urban Gardening erscheint als einheitliches Phänomen, erweist sich aber bei genauerer Betrachtung als sehr heterogen. Ein wichtiger Unterschied ist der zwischen Gärten, die von der Stadt initiiert werden, und jenen, die weitestgehend selbstorganisiert sind. Erstere, also die Top-down-Gärten, sind sozial vielfältiger; die Stadt achtet auf soziale Inklusion. Die selbstorganisierten Bottom-up-Gärten sprechen einen engeren Kreis von Interessierten an – das sind oftmals Leute im Lebensalter zwischen 30 und 40 Jahren, die politisch links orientiert sind.

**STANDARD:** *Wenn man öffentlichen Raum für sich beansprucht und kultiviert – nimmt man ihn nicht gleichzeitig anderen weg?*

**Exner:** Das ist eine politische Debatte, die es auch in Wien gibt: Sind Gemeinschaftsgärten eine Privatisierung oder die positiv konnotierte Aneignung von öffentlichem Raum gegen eine als allmächtig verstandene Bürokratie? Was in Wien auffällt, ist, dass

ein Zaun vorgeschrieben wird. Öffentlicher Raum gilt als frei zugänglicher Raum, doch wenn ein Zaun da ist, fühlt man sich nicht eingeladen, diesen Raum zu betreten, und im Extremfall als Eindringling.

**STANDARD:** *Wollen die Gärtner einen Zaun, oder schreibt die Stadt einen vor?*

**Exner:** Der Wunsch nach einem Zaun kommt von beiden Seiten. Viele Gärtnerinnen und Gärtner argumentieren, dass sie keine Hunde in den Beeten haben wollen, oder sie haben Angst vor Vandalismus. Es gibt aber Gärten, die nicht eingezäunt sind und wo das kein Problem darstellt. Man könnte auch die Frage stellen, ob ein Zaun nicht zu Vandalismus einlädt, weil Menschen sich ärgern, dass sie ausgeschlossen werden. Hier wird auch die Frage virulent, wem die Fläche gehört und wer über die Zugänglichkeit entscheidet. Die Stadt erhebt ja auch Pacht. Manche Gärtnernde interpretieren das so, dass ihnen der Raum gehört, weil sie dafür bezahlen. Es gibt Praktiken des urbanen Gärtnerns, die solche Probleme nicht aufkommen lassen – etwa die Idee der essbaren Stadt, wo Leute frei zugängliche

Beete bepflanzen und alle ernten können.

**STANDARD:** *Ist städtischer Obst- und Gemüseanbau eine Notwendigkeit, eine Spielerei oder gar ökonomischer Blödsinn?*

**Exner:** Beim Gärtnern in der Stadt geht es auch um die Idee, die lokale Versorgung sicherzustellen; und das Produktionspotenzial innerhalb der Stadtgrenzen kann man nicht abtun. Doch das ist nur eine Dimension. Die andere ist die, dass im Urban Gardening auch Kritik steckt: etwa am bestehenden Ernährungssystem, das von fossilen Ressourcen abhängt, oder an der autogerechten Stadt.

**STANDARD:** *Ist Kritik durch Urban Gardening nicht ein Tropfen auf dem heißen Stein?*

**Exner:** Das Phänomen ist – gemessen an der dafür genutzten Fläche und den daran Beteiligten – marginal. Wenn man also meint, dass Menschen nur durch das Tun ihr Verhalten ändern, ist es ein Tropfen auf dem heißen Stein. Wenn man meint, dass allein schon die Präsenz von Gärten eine Veränderung bewirkt, dann ist es gar nicht so wichtig, wie viele Menschen konkret teilnehmen. Urban Gardening sollte man in einem größeren Kontext betrach-

ten, den der Soziologe Andreas Reckwitz als eine Kulturalisierung der Stadt beschrieben hat: Das Gärtnern wird politisch funktionalisiert, um sich im Städtewettbewerb zu behaupten; es schreibt sich in eine Ästhetisierung der Stadt ein, die man kritisch sehen kann, weil sie in Richtung Eventisierung und Kommerzialisierung geht – Kreativität wird in bestimmte Formen gepresst. Gärtnern ist aber andererseits eine ästhetische Praktik, die aus dem Rahmen fällt, weil sie eine Alltagsästhetik ist.

**STANDARD:** *Warum sind so wenige Menschen an dem Phänomen beteiligt?*

**Exner:** Weil die Flächen nur limitiert zur Verfügung gestellt werden. Und laufend werden große Flächen versiegelt. Gleichzeitig vermittelt die Stadt ein Image grüner Stadtentwicklung, indem sie Gemeinschaftsgärten initiiert.

**STANDARD:** *Wenn die Stadt mehr Flächen aktiv zur Verfügung stellen würde, würden mehr Leute gärtnern?*

**Exner:** Das ist wahrscheinlich, das Interesse ist da. Die Wartelisten sind sehr lang.

**STANDARD:** *Sollten wir im wachsenden Wien nicht lieber Wohnraum schaffen statt Gartenflächen?*

**Exner:** Warum baut man nicht in die Höhe? In anderen Städten gibt es auch Wolkenkratzer. Es gibt in Wien außerdem sehr viel Leerstand. Und die Bevölkerungsprognosen erscheinen hinterfragbar.

**STANDARD:** *Verschwendet die Stadt mit Gartenförderungen Geld?*

**Exner:** Nachdem dort kaum Geld hingeht, nein. Das Fördern impliziert aber meistens auch ein Fordern – etwa nach einem Zaun –, was von manchen Aktivistinnen und Aktivisten kritisiert wird. Für die Stadt ist das Argument, dass man einen großen Imageeffekt, aber ganz geringe Kosten hat – die Förderung ist ja minimal. (Wien fördert pro Bezirk einen Gemeinschaftsgarten mit bis zu 3.600 Euro, Anm.)

**STANDARD:** *Wo liegt der historische Ursprung von Urban Gardening?*

**Exner:** Die Geschichte zeigt, dass große Krisen mit einer Konjunktur des gemeinschaftlichen Gärtnerns einhergehen. Das hat damit zu tun, dass der Garten ein symbolischer Raum ist, mit dem eine gute politische Ordnung, ein

gutes Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zur Natur symbolisiert wird. Auch die Wiener Kleingartenanlagen haben diesen Hintergrund. Bei der Siedlerbewegung der 1920er-Jahre ging es etwa um die Aneignung von Flächen zur Nahrungsmittelproduktion, aber auch um ein politisches Projekt der Krisenlösung. Zwischen Kleingartenanlagen und Gemeinschaftsgärten heute gibt es Parallelen: Beide sind als Verein organisiert und haben gemeinschaftliche Aspekte; es gibt – etwa in der Steiermark – viele Kleingartenanlagen, die keine Zäune zwischen den einzelnen Parzellen haben. Der Unterschied liegt in der symbolischen Bedeutung: Kleingartenanlagen entstanden in einer Zeit, als Lebensläufe strikt festgelegt waren, als rigide Standards von Norm und Ordnung vorgegeben waren. Urban Gardening ist hingegen in das junge Phänomen der Kulturalisierung der Stadt eingebettet. ■

Quelle: <http://derstandard.at/2000017590164/Urban-Gardening-Grosser-Imageeffekt-aber-geringe-Kosten> [17.12.2015].

## INFOBOX

**Inklusion:** hier gleichberechtigte Teilhabe an etwas

**virulent:** dringlich, wichtig

**Flächen versiegeln:** natürlichen Boden durch Bauwerke (Straßen, Häuser ...) bedecken

# Thema 2: Tourismus und Reisen

## Aufgabe 1

### Das Reisen neu entdecken

#### Verfassen Sie eine Textanalyse.

Lesen Sie Ilija Trojanows Essay *Setzt euch der Fremde aus!* von der Nachrichten-Website *Spiegel Online* vom 12. Jänner 2009 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Textanalyse** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie einleitend den Unterschied, den Ilija Trojanow zwischen „unterwegs sein“ und „reisen“ macht.
- Untersuchen Sie Wortwahl, Satzbau und rhetorische Mittel im Hinblick auf mögliche Wirkungsabsichten des Textes.
- Erschließen Sie, mit welchen Argumenten der Autor seine Leser/innen überzeugen möchte, sich der Fremde auszusetzen.

Schreiben Sie zwischen 405 und 495 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Essay über das Reisen

# Setzt euch der Fremde aus!

*Statt sich im Unbekannten zu finden, zahlen Urlauber Geld, um Überraschungen aus dem Weg zu gehen. Der Sinn des Reisens bleibt so auf der Strecke, meint Bestsellerautor Ilija Trojanow. Sein Rat: Reise allein, reise ohne Gepäck und reise langsam.*

Von Ilija Trojanow

Ein jeder ist unterwegs. Wir suchen das Unbekannte und landen oft im schmerzlich Vertrauten: Blechlawinen auf Autobahnen und Ringstraßen; Parkplätze, dichter besetzt als je ein Friedhof; Flughäfen, auf denen im Minutentakt Flugzeuge landen; kilometerlange Warteschlangen vor Seilbahnen und Museen.

Kaum ein Fleck der Erde ist vor unserer Mobilität sicher. Wo die Sonne hinscheint, steht schon eine Liege bereit. Wie die Heuschrecken schwärmen wir über jedem Schlaraffenort aus. Und wenn es uns abenteuert, tauchen wir zu Schiffswracks hinab, schweben in Heißluftballons über die Savanne oder brechen uns einen Weg durch das nicht mehr ganz so ewige Eis.

Wahrlich, wir sind viel unterwegs, aber reisen wir überhaupt noch? Wir fahren durch die Welt, aber wie viel erfahren wir von ihr? Sollte Reisen nicht über die Veränderung der Lokalität hinausgehen? Sollte Reisen nicht ein metaphysischer Akt des Erkennens sein? Wie sehr gilt für uns noch das

maurische Sprichwort, nur der Reisende kenne den wahren Wert des Menschen?

Einst beinhaltete die Reise – als Metapher wie auch als Realität – ein hohes Maß an Läuterung und Wandlung. In den meisten Religionen galt das Reisen als rechte Lebensführung, als Instrument der Katharsis, als Mittel zur Erleuchtung.

In dem hinduistischen Lehrbuch „Aitareya-Brahmana“ etwa steht geschrieben: „Es gibt kein Glück für den Menschen, der nicht reist. In Gesellschaft von Menschen wird auch der Beste zum Sünder ... also brich auf. Des Wanderers Füße sind wie eine Blume: Seine Seele wächst, erntet Früchte; seine Mühen verbrennen seine Sünden. Also brich auf! Wenn du rastest, rasten auch deine Segnungen; sie stehen auf, wenn du aufstehst, sie schlafen, wenn du schläfst, sie regen sich, wenn du dich regst. Gott ist der Freund der Reisenden. Also brich auf.“

## **Indien: Sesshaftigkeit birgt alle Sünden**

Ähnlich den christlichen Wandermönchen von einst ziehen

noch heute indische Asketen, *sadhus* genannt, durch das Land. Die orthodoxeren unter ihnen verbringen keine zwei Nächte am selben Lagerplatz. Denn die Sesshaftigkeit berge alle Sünden in sich, ob Gier, Egoismus oder Gewalt. Wer aber in die Sesshaftigkeit hineingeboren ist, wer von ihr geprägt und geschult worden ist, kann das Reisen nur als einen seltenen Ausstieg erleben, als Auszeit von seinem All- und Eintag.

Reisen solcher Art sind keineswegs ein Luxus. Traditionell haben Pilger sie unternommen, ob auf Hadsch nach Mekka, zu Gipfeln des Himalaja oder auf dem Jakobsweg. Sie waren oft Suchende ohne finanzielle Mittel, die sich manchmal ein Leben lang auf die eine große Reise vorbereiteten.

Eine andere althergebrachte Form des Reisens verdankt sich dem Handel. Zu großen regionalen Märkten, wie etwa dem Montagsmarkt in Djenné im Herzen Malis, strömen Händler aus mehreren hundert Kilometern Entfernung, manche auf Kamelen, andere zu Fuß,

die meisten aber in klappri-  
gen Peugeot, die so überladen  
sind, dass ihre Ankunft wie  
ein Wunder erscheint. In Afri-  
ka oder Asien existieren noch  
vielerorts solche Kreuzungs-  
punkte; die Händler müssen  
große Widerstände und Ent-  
fernungen überwinden.

### Komfort statt Herausforderung

Das höchste Ideal des Reisens  
ist wohl die profunde Verän-  
derung des Reisenden. Rei-  
sen, die solchen Ansprüchen  
genügen, sind aufwändig und  
anstrengend, sie erfordern  
Zeit und Mühsal, sie fordern  
den Einzelnen heraus – we-  
nig haben sie gemein mit dem  
modernen, komfortablen Tou-  
rismus.

Was die touristische Branche  
als pauschale oder individuelle  
Reise verkauft, ist oft die Ver-  
meidung von wahren Reisen.  
Der Sinn des Reisens ist auf  
den Kopf gestellt: Anstatt sich  
der Fremde auszusetzen, zahlt  
man Geld, um ihr aus dem  
Wege zu gehen.

Die Vermeidungstouren be-  
ginnen auf Prospekten und  
Landkarten, wo die ganze  
Welt verführerisch übersicht-  
lich dargestellt ist, in kleinstem  
Maßstab, auf jedem Qua-  
dratzentimeter Informationen  
über Informationen, so ver-  
dichtet, dass man gar nicht  
durch das gespannte Netz  
fallen kann. Bevor man auf-  
bricht, weiß man schon, wie

die Fremde heißt und welche  
Ausfahrt zu ihr führt.

Wir trauen uns in jede Fremde,  
weil uns dort nichts passieren  
kann. Eine gewaltige Indust-  
rie garantiert, dass man von all  
jenen Irritationen, Verwirrun-  
gen und Überraschungen ver-  
schont wird, weswegen allein  
es sich lohnt, sein Zuhause –  
das Vertraute – zu verlassen.  
So bleibt das Gefühl der Be-  
fremdung auf der Strecke, das  
Gefühl, sich zu verlieren, das  
Gefühl, nicht zu verstehen,  
das Gefühl, nackt zu sein. Es  
entschwindet die existentielle  
Überraschung.

### Das Unerwartete betört

[...] Es ist das Unerwartete,  
das betört. Die meisten Rei-  
senden kehren mit eigenwil-  
ligen Schätzen heim – mit  
scheinbaren Nebensächlich-  
keiten. ... *In einer Gasse, wir  
hatten uns verlaufen, da war  
diese Kneipe, in der ein paar  
Minenarbeiter gegessen haben,  
sie haben uns hereingewinkt,  
wir haben einen Bohneneintopf  
gegessen ...*

Und plötzlich ist ein Zauber  
spürbar, den keine Planung  
und kein Angebot bereithal-  
ten können. Es ist auch heute,  
selbst in unserer globalisierten  
Welt, nicht so schwierig, für  
sich selbst ein anderes Reisen  
zu entdecken. Wie wäre es,  
wenn wir unsere unergiebig  
Rastlosigkeit an drei Maximen  
ausrichteten, die vielleicht ba-

nal klingen und doch nur sel-  
ten von Reisenden beherzigt  
werden? In einem Satz: Reise  
allein, reise ohne Gepäck und  
reise langsam, möglichst zu  
Fuß. Wer so reist, durchwan-  
dert die Schatten des Offen-  
sichtlichen.

### Gepäck stört in der Fremde

Kaum beginnt die Reise, ist  
gemeinhin das eigene Gepäck  
in Gefahr. Aber wenn die  
Fremde dem Reisenden nach  
dem Gepäck trachtet, liegt es  
da nicht nahe, sich des Ge-  
päckes zu entledigen? Ist nicht  
die Gefährdung des Gepäcks  
gerade eine Chance bei der  
Begegnung mit der Fremde?  
Damit ist nicht nur der meist  
überflüssige Inhalt unserer  
Koffer und Taschen gemeint,  
sondern im übertragenen Sin-  
ne auch unsere Vorurteile und  
Besserwissereien, die wir unter-  
wegs in Gefahr bringen wol-  
len, je heftiger, desto besser.

Aber auch die Kleidungsstü-  
cke, die wir mitschleppen, stö-  
ren in der Fremde. Sie stellen  
alle möglichen Behauptungen  
auf, gegen die man sich nicht  
wehren kann, da man selten  
die Gelegenheit hat, der allge-  
meinen oberflächlichen Ein-  
ordnung etwas Persönlicheres,  
Differenzierteres entgegenzu-  
halten. Man bekommt fast  
überall auf der Welt all das, was  
man – zumindest für das je-  
weilige Land – zum Überleben  
braucht. Wer mit leichtem Ge-  
päck reist, der verringert das

Maß der Sorgen, der Vorurteile, der Erwartungen. [...]

### Eine Reise vom Ich zum Selbst

Besonders schwer fällt es uns Beschleunigten, langsamer zu treten. Das fatale Diktat, das in dem Wort „Sehenswürdigkeit“ steckt, treibt uns zu immer dichterem Reiserouten. Es gilt geradezu als verschoben, wer sich in seinem Urlaub nur mit einem Fleck, einer Altstadt oder einem See etwa beschäftigt. Und als völlig verrückt muss jener gelten, der zu Fuß aufbricht. Dabei fördert die Fußreise eine Wachheit, die den Reisenden wie eine Bogensehne spannt. Er ist einer Wirklichkeit ausgesetzt, die sich mit kleinen spitzen Steinen durch die Sohlen drückt, die schwer an den Riemen des Rucksacks hängt, die sich

durch schmerzende Glieder, Schweiß und Dreck bei jedem Schritt aufdrängt.

Wer mit dem Auto, dem Bus, dem Zug oder dem Motorrad durch die Landschaft fährt, sieht mit den Augen – mehr oder weniger. Wer sie aber zu Fuß durchstreift, der sieht mit dem ganzen Körper. Und er ist den Einheimischen gleichgestellt, er fällt in die tradierte Kategorie des müden Wanderers, dem Menschen weltweit mit den Mitteln der vertrauten Gastfreundschaft begegnen. Durch die Windschutzscheibe betrachtet, schaut die Fremde aus, als sei sie schlecht in die eigene Sprache übersetzt.

Keiner von uns kann sich bei jeder Reise völlig nackt machen, und es ist nicht vor-

stellbar, dass Milliarden von Menschen Eigenwege nehmen. Aber es lohnt sich, seine Aufbrüche zu hinterfragen, um das Schöne am Reisen zu entdecken oder wiederzuentdecken. Dazu muss man nur das Risiko eingehen, die eigenen Wahrnehmungen und Prägungen über den Haufen zu werfen. Denn wahre Reisen führen nicht von der Heimat in die Fremde und wieder zurück, sondern verwandeln Fremde in Heimat.

Unternimm eine Reise, mein Freund, sang einst der Sufidichter Rumi, vom Ich zum Selbst. So eine Reise verwandelt die Welt in eine Goldmine. Und sie folgt niemals vorgegebenen Wegen, sondern unserem jeweils eigenen Weg. ■

Quelle: <http://www.spiegel.de/reise/aktuell/essay-ueber-das-reisen-setzt-euch-der-fremde-aus-a-597060.html> [17.12.2015].

## INFOBOX

Ilija Trojanow (geb. 1965), deutscher Schriftsteller, Übersetzer und Verleger

metaphysisch: hinter der sinnlich erfahrbaren, natürlichen Welt liegend

Asket/in: enthaltsam lebender Mensch

Sufi: Anhänger/in einer asketisch-mystischen Richtung im Islam

# Thema 2: Tourismus und Reisen

## Aufgabe 2

### Dark Tourism

**Verfassen Sie einen Kommentar.**

**Situation:** Die Redaktion des *Südwind-Magazins* lädt Schüler/innen dazu ein, Beiträge für eine Ausgabe mit dem Themenschwerpunkt *Tourismus* einzusenden. Eine Jury wählt die besten Texte für die Veröffentlichung aus. Sie verfassen einen Kommentar zum Thema *Dark Tourism*.

Lesen Sie den Zeitschriftenartikel *Dark Tourism: Urlaub in der Wirklichkeit* von Nora Holzmann aus der Online-Ausgabe des *Südwind-Magazins*, erschienen im Juni 2013 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Kommentar** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie das Phänomen *Dark Tourism*.
- Bewerten Sie die Motive von Reisenden, die es „in den Schatten zieht“.
- Nehmen Sie zu *Dark-Tourism*-Reisen Stellung.

Schreiben Sie zwischen 405 und 495 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

# Dark Tourism: Urlaub in der Wirklichkeit

*Nicht der Sandstrand mit Palmen, sondern das ehemalige Gefängnis mit den Bildern Ermordeter. Nicht die schmucken historischen Gebäude im Stadtzentrum, sondern die improvisierten Hütten der Slums. Immer mehr Touristinnen und Touristen wählen Reiseziele, die mit Urlaubsidylle nichts zu tun haben.*

---

Von Nora Holzmann

Die Wellblechhütten eines Townships in Kapstadt. Die Villa Grimaldi in Santiago de Chile, wo Oppositionelle der Pinochet-Diktatur gefoltert wurden. Die Sperrzone rund um den Atomreaktor von Tschernobyl. Die Mauer zwischen Israel und dem palästinensischen Westjordanland. Alles Orte, die kaum jemand mit Entspannung, Vergnügen oder einem angenehmen Ausstieg aus dem Alltag verbinden würde. Und alles Orte, an die Touristinnen und Touristen reisen. Tatsächlich sind es immer mehr Menschen, die auf ihren Reisen nicht das unwirklich schöne Paradies, sondern die Konfrontation mit der – oft bitteren – Realität eines Landes suchen. Sie besuchen Slums und Armenviertel, Gedenkstätten, die an brutale Menschenrechtsverbrechen erinnern, oder reisen sogar in Gebiete, in denen Konflikte stattfinden oder stattgefunden haben. „Dark Tourism“ – so nennen die meisten Forscherinnen und Forscher diese Art des Tourismus, die mit Urlaubsidylle im herkömmlichen Sinn wenig zu

tun hat. „Es hat ‚Dark Tourism‘ sicher schon immer gegeben, das Phänomen nimmt aber eindeutig zu“, sagt Wolfgang Aschauer, Tourismussoziologe an der Universität Salzburg. Seine Erklärung dafür: „Durch die Globalisierung wird vieles beim weltweiten Reisen austauschbar, sehr ähnlich. Reisen zu Gedenkstätten und vor allem Besuche von Slums erfüllen eine wichtige Funktion, da sie die Neugier nach Authentizität befriedigen.“ [...]

Wer sind nun die „Dark Tourists“ – die Reisenden, die es nicht nur ins Licht, sondern auch in den Schatten zieht? Soziologe Aschauer stellt fest: „Es sind eher Personen aus einer höheren Bildungsschicht, die sehr gut über die Destinationen vorinformiert sind und die besonders interessiert daran sind, eine Form der Authentizität zu erfahren.“ Je nach Reiseziel gehöre auch ein gewisses Maß an Risikofreudigkeit dazu. Bei Menschen, die in gefährliche Kriegsgebiete reisen, für die eine Reisewarnung besteht, seien die Motive allerdings nochmals anders gelagert. „Das ist dann schon

eine Form des Extremtourismus. Die Motive müssen nicht unbedingt rein verwerflich sein, aber da kommen schon ein großer Voyeurismus und eine Abenteuerlust mit ins Spiel“, sagt Aschauer.

Jene Reisenden, die Sensibilität an den Tag legen und sich mit ihrer Rolle und der Verantwortung, die sie als Touristinnen und Touristen tragen, beschäftigen, werden früher oder später angesichts des Angebots an „Dark Tourism“-Zielen vor der Frage stehen: Darf ich denn solche Orte besuchen? Was ist noch in Ordnung, vielleicht sogar wünschenswert, und ab wann wird es aus moralischer Sicht problematisch?

Eine eindeutige Antwort darauf gibt es nicht. Wolfgang Aschauer sieht es so: „Wo die Auswirkungen dieser Tourismusform auf die Einheimischen doch beträchtlich sind, sollte man die Dinge stärker hinterfragen.“ Dies sei etwa beim Slum-Tourismus der Fall. Hier sei es besonders wichtig, die Sicht der lokalen Bevölkerung miteinzubeziehen [...]. Der deutsche Sozialgeograf Malte Steinbrink

hat allerdings ausführlich den Tourismus in Südafrikas Townships untersucht – und festgestellt, dass durch die Touren tatsächlich Bewusstseinsarbeit geleistet wird. Die befragten Touristinnen und Touristen nahmen im Durchschnitt die Townships als viel sicherer, moderner und positiver wahr als vor ihrem Besuch. Für viele Bewohnerinnen und Bewohner der Viertel selbst steht der ökonomische Nutzen der Slum-Touren im Vordergrund. Tourismus bringt schlicht und einfach Geld. Wolfgang Aschauer sieht die Slum-Ausflüge aber nicht nur positiv: „Es ist trotzdem eine besondere Form des Voyeurismus. Man fühlt sich als Tourist in einem sicheren Käfig und beurteilt die Wirklichkeit aus diesem Kokon der Sicherheit heraus, wie in einer Art Zoo.“

Gedenkstätten-Tourismus wiederum sieht Aschauer wenig problematisch, da dieser kaum sozio-

kulturelle Auswirkungen auf die Bevölkerung hätte. [...]

In Internetforen wie auf der Website von Lonely Planet laufen rege Diskussionen darüber, ob es praktisch möglich und moralisch vertretbar ist, derzeit in Länder wie Syrien zu reisen. Barbara Preitler von Hemayat hat für Kriegstourismus kein Verständnis: „Krieg heißt immer, dass Ressourcenmangel herrscht. Den Syrern fehlt es an allem. Was tun dort bitte Touristen?“ Christine Plüss von „fairunterwegs“ sieht es ähnlich. „Dort, wo sich Kriege und Katastrophen ereignen, haben Touristen nichts verloren“, sagt sie. Für einen Abenteuer-Kick würden sich Menschen bewusst einem Sicherheitsrisiko aussetzen, sich aber im Notfall auf das Engagement ihres Heimatstaates verlassen.

Wer nichts gegen Ferien im Irak oder in Somalia hat, sie im Gegenteil sogar noch anbietet, ist

Kevin Pollard. Er gründete in der Schweiz das Reisebüro Babel Travel, das sich auf Reisen in Krisenregionen spezialisierte. „Unsere Kunden wollen Konflikte verstehen und die Welt kennenlernen, wie sie wirklich ist“, begründete Pollard sein Angebot vor zwei Jahren in einem Interview mit der deutschen Wochenzeitung „Die Zeit“. Mittlerweile existiert die Website von Babel Travel nicht mehr – laut Auskunft von Insidern aufgrund rechtlicher Probleme. Auf Anfrage des Südwind-Magazins via Facebook sagt Pollard, er würde nach wie vor Touren für Privatgruppen anbieten. Doch bei diesem Angebot wird es möglicherweise auch den größten Freundinnen und Freunden des „Dark Tourism“ zu bunt. ■

Quelle: <http://www.suedwind-magazin.at/start.asp?ID=253771&rubrik=31&ausg=201306> [17.12.2015].

## INFOBOX

**Südwind-Magazin:** „Das Südwind-Magazin versteht sich als undogmatisches Informations- und Diskussionsblatt für Menschen, die sich im Sinne von mehr Gerechtigkeit zwischen Nord und Süd engagieren oder die sich einfach besser informieren wollen.“

Quelle: <http://www.suedwind-magazin.at/ueber-das-suedwind-magazin> [17.12.2015].

**Lonely Planet:** Reiseführer für Individualreisende

**Hemayat:** Verein zur Betreuung von Folter- und Kriegsüberlebenden

**fairunterwegs:** ein Reiseportal

# Thema 3: Bewusst leben

## Aufgabe 1

### Gesundheitspolitik

Verfassen Sie eine Meinungsrede.

**Situation:** An Ihrer Schule findet eine Veranstaltung zum Thema *Gesundheitspolitik* statt. Sie leiten die Veranstaltung mit einer Rede zum Thema *Macht sich der Staat um uns zu große Sorgen?* ein. Ihr Publikum sind Politiker/innen, Lehrer/innen und Schüler/innen. Als Grundlage für Ihre Meinungsrede wählen Sie den Zeitungsartikel *Gesundheitsvorsorge im Kampf der Weltbilder*.

Lesen Sie den Zeitungsartikel *Gesundheitsvorsorge im Kampf der Weltbilder* von Martin Tauss aus der Online-Ausgabe der Wochenzeitung *Die Furche* vom 22. Jänner 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Meinungsrede** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Erschließen Sie die im Text genannten unterschiedlichen Zugänge im Umgang mit Gesundheitsrisiken.
- Setzen Sie sich mit den beiden Zugängen auseinander.
- Schlagen Sie Maßnahmen vor, mit denen politische und andere Institutionen (z. B. Schule) zur Gesundheitsvorsorge beitragen können.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

# Gesundheitsvorsorge im Kampf der Weltbilder

*Der gesundheitspolitische Trend im Umgang mit Genussmitteln geht in Richtung Restriktion. Die Suchtprävention setzt indes auf Lebens- und Risikokompetenzen.*

---

Von Martin Taus

Wir leben in einer Zeit rasanten kulturellen Wandels: Dies spiegelt sich auch im Umgang mit Genussmitteln – seit jeher ein Schauplatz kultureller Konflikte – auf eindringliche Weise. Die Geschwindigkeit etwa, mit der das Rauchen von einem Attribut der Lebenslust und „Coolness“ zu einer vielerorts verpönten und verbotenen Verhaltensweise geworden ist, erscheint rückblickend schon bemerkenswert. Aus medizinischer Sicht richten die beliebtesten Genussmittel den größten Schaden an: Laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind Tabak und übermäßiger Alkoholkonsum neben dem Bluthochdruck die wichtigsten Risikofaktoren für Erkrankung und vorzeitigen Tod in Europa.

Als bislang letzter Schritt im Kampf gegen das Rauchen wurde Ende letzten Jahres eine verschärfte Tabakrichtlinie in der EU beschlossen. Demnach sollen künftig nicht nur Warnhinweise, sondern auch Schockbilder typischer Raucherkrankheiten den Tabakkonsum verleiden, die ab dem Jahr 2016 zumindest 65 Prozent

der Zigarettenpackungen bedecken müssen. In Australien gibt es Zigaretten nur noch in schlammfarbigen Einheitsschachteln mit großflächigen Bildern typischer Raucherkrankheiten zu kaufen. Dass diese Warnpackungen einen positiven Effekt auf das Ausstiegsverhalten der Raucher haben, zeigt eine jüngst veröffentlichte Studie in der Fachzeitschrift „Medical Journal of Australia“.

## Die neuen Feldzüge

Für Experten ist die aktuelle Anti-Nikotin-Bewegung exemplarisch für eine erfolgreiche Kampagne gegen ein etabliertes Genussmittel – und für die Rückkehr des Paternalismus im Umgang mit Gesundheitsrisiken: Abschreckung zwecks Genussverzicht, behördlich verordnete Enthaltensamkeit stehen wieder auf der Tagesordnung. Rückblickend sind hier zwei Etappen zu erkennen: Ausgehend von den USA erfolgte zunächst eine massive Kampagne gegen den Tabakkonsum im öffentlichen Raum, die aus Gründen des Nichtraucherschutzes gut zu argumentieren war. Infolgedessen wurde das Rauchen selbst immer negativer konnotiert, wobei über

den Nichtraucherschutz hinausgehend Maßnahmen gegen das Rauchen gefordert wurden.

„Was kommt jetzt als Nächstes?“, fragten Gesundheitsexperten angesichts des exemplarischen Feldzugs gegen den Tabak. Ein ähnliches Muster sei derzeit auch in der gesundheitspolitischen Thematisierung des Alkoholkonsums zu beobachten, berichtet der Wiener Sucht- und Präventionsforscher Alfred Uhl: Die Problematisierung der süßen „Alkopops“, die vor allem eine junge Zielgruppe ansprechen und in Österreich ganz ohne gesetzliche Maßnahmen rasch an Bedeutung verloren, liegt nun bereits einige Jahre zurück. Es folgten mediale Kampagnen gegen jugendliches „Komatrinken“. Ausgehend von der stärker reglementierten Alkoholpolitik der nordeuropäischen Länder seien nunmehr auf EU-Ebene verstärkt Anzeichen eines generellen Kampfes gegen den Alkoholkonsum bemerkbar. Und auch das Übergewicht mit seinen Ursachen – „Junk Food“ & Co – ist längst als gewichtiges Thema am Horizont des gesundheitspolitischen Diskurses zu erkennen.

Gegen diese paternalistische Gesundheitspolitik regt sich seit einiger Zeit Widerstand. „Warnhinweise machen die Menschen nicht klüger, sondern trauriger“, meinte der Wiener Philosoph Robert Pfaller, ein Mitbegründer der Initiative „Mein Veto – Bürger gegen Bevormundung“. Andere Kritiker sprachen von einem „Kindermädchen-Staat“ (Nanny State) oder sogar von „Gesundheitsfaschismus“.

Die professionelle Suchtprävention jedenfalls hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich in Richtung Gesundheitsförderung entwickelt: Das heißt, Menschen sollen primär darin unterstützt werden, sich Lebenskompetenzen anzueignen, die Substanzmissbrauch, Sucht oder andere selbstzerstörerische Verhaltensweisen verhindern können. Gesundheitsförderung betrachtet ihre Adressaten somit als mündige Subjekte, als „Dialoggruppen“ (G. Koller).

### Prävention als Begegnung

Der Begriff der Gesundheitsförderung geht zurück auf die Ottawa-Charta der WHO (1986), die klar festhält, dass ihr ein „demokratisch-emanzipatorisches Menschenbild“ zugrunde liegt – wenngleich dieses für die Organisation nicht immer handlungsleitend ist. „Sogar die WHO, die vielerorts vehement für den Ansatz der Gesundheitsförderung eintritt, unterstützt in Zusammenhang mit Alkohol und Nikotin Sichtweisen, die diesem Ansatz diametral entgegenstehen“, sagt Uhl. „Es gibt derzeit in der WHO wieder einen Trend in Richtung verstärkter Kontrolle und strukturelle Einschränkungen.“ Für den Wiener Suchtforscher ist die Entscheidung zwischen einem paternalistischen und emanzipatorischen Zugang zur Gesundheitsvorsorge auch von demokratiepolitischer Bedeutung: „Wer nämlich annimmt, dass die Mehrheit der Bevölkerung gar nicht in der Lage ist, nach ausreichender Förderung und Information selbstbewusst richtige Ent-

scheidungen treffen zu können, negiert eigentlich die Grundidee der Demokratie.“

Vor dem Hintergrund der Gesundheitsförderung sind in den letzten Jahren Schlagworte wie „Empowerment“ und Risikokompetenz populär geworden. Für den Pädagogen Gerald Koller bedarf es der Vermittlung grundsätzlicher mentaler, sozialer und emotionaler Fähigkeiten, um mit Risikosituationen umgehen zu lernen: „Die Balance zwischen Genießen und Verzichten ist dabei ein ebenso wichtiges Ziel wie die Entwicklung vielfältiger Risikostrategien.“ Koller geht davon aus, dass nicht das Vermeiden riskanter Situationen, sondern der reflektierte Umgang damit wesentlich sei. So soll vermieden werden, dass im Kampf gegen Risikoverhalten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird: „Gesundheitspolitik und Prävention werden durch den Versuch der Minimierung von Rausch- und Risikosituationen zunehmend als weltfremd erlebt“, ist Koller überzeugt. [...]

Quelle: <http://www.furche.at/system/showthread.php?t=61399> [17.12.2015].

## INFOBOX

**Paternalismus:** Bestreben, andere zu bevormunden, zu gängeln

**Empowerment:** Selbstbefähigung

**Diskurs:** *hier* länger andauernder wissenschaftlicher/gesellschaftlicher argumentativer Austausch über ein bestimmtes Thema

# Thema 3: Bewusst leben

## Aufgabe 2

### Alternative Lebensmodelle

Verfassen Sie einen Leserbrief.

**Situation:** Sie haben in der Wochenzeitung *Die Furche* die Reportage *Keine Dogmatiker, sondern Idealisten* gelesen und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie die Reportage *Keine Dogmatiker, sondern Idealisten* von Sylvia Einöder aus der Online-Ausgabe der Wochenzeitung *Die Furche* vom 30. April 2013 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Benennen Sie wesentliche Merkmale des im Text dargestellten Selbstversorgungskonzepts.
- Diskutieren Sie, inwieweit Selbstversorgungskonzepte eine zukunftsweisende Lebensform darstellen.
- Nehmen Sie Stellung zur Frage, ob ein Leben als Selbstversorger/in für Sie nachahmenswert erscheint.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

# Keine Dogmatiker, sondern Idealisten

*Ein junges Paar ist aufs Land gezogen, um sein Essen selbst anzubauen. Seine Vision: ein regionales Selbstversorger-Netzwerk.*

---

Von Sylvia Einöder

Zu Lisa und Michael zu finden ist nicht einfach: Ihre Adresse kennt kein Navigationsgerät, denn ihr Haus ist umrandet von Wald. Vor einem Jahr ist das junge Paar ins Südburgenland gezogen, um ein leerstehendes Haus mit Garten und Weinreben zu pachten. Ihr Ziel: sich selbst mit Lebensmitteln zu versorgen. „Der Übergang zur Selbstversorgung ist fließend. Den Zeitaufwand für die Gartenarbeit hatten wir unterschätzt“, sagt Michael. Im Sommer und Herbst ist die Selbstversorgung sehr einfach, im Winter und Frühling wird es schwieriger.

In den letzten Tagen haben die Naturliebhaber Obstbäume gepflanzt: Sie freuen sich schon darauf, eines Tages die Äpfel, Birnen, Kirschen, Marillen, Zwetschken, Nüsse und Maroni zu ernten. In ihrem 400 Quadratmeter großen Gemüsebeet bauen sie so gut wie jedes Gemüse an. Inmitten blühender Obstbäume steht ein Gewächshaus, in dem die jungen Pflanzen gezüchtet werden.

## **Raus aus Stadt und Alltagsrott**

Ihr langfristiges Ziel aber ist die Selbstversorgung von ganzen Regionen. „Es macht keinen Sinn, dass jeder Einzelne einen großen Traktor besitzt. Ideal wäre ein

Netzwerk von Selbstversorgern, um die Geräte zu teilen“, erklärt Michael. „Wenn da hundert Menschen mitmachen würden, wäre der Grad der Selbstversorgung schon sehr hoch. Einzelne spezialisierte Bauern könnten ihre Produkte untereinander tauschen.“

Der 32-jährige Michael Hartl hat als Radiomoderator gearbeitet und verdient sich heute selbstständig Geld mit IT-Beratung und Moderationen dazu. Lisa Pfleger hat Umweltpädagogik studiert und möchte am Hof ihre Bachelor-Arbeit schreiben. „Und ich vertreibe selbst gebaute Hula-Hoop-Reifen im Internet“, sagt die 24-Jährige schmunzelnd.

Der Oberbayer und die Oberösterreicherin lernten einander durch den Umweltschutz in Wien kennen. Die Stadt missen sie nicht. „Wir wollten leben. Raus aus dem Teufelskreis von Arbeit und Konsum, weg von Beton und Abgasen. Auf unserem Hof fühlen wir uns viel selbstbestimmter und freier.“ Die beiden Selbstversorger möchten Verantwortung übernehmen für die Natur und ihr eigenes Essen. „Selbst wenn du Bio kaufst, ist das oft in Plastik verpackt und du weißt nicht, ob es auf riesigen Monokultur-Feldern angebaut wurde“, erklärt Lisa.

## **Besuch vor Ort statt Bio-Siegel**

Ein „Bio“-Zertifikat für ihren eigenen Anbau halten sie nicht für nötig: „Die Zulassung ist teuer, man muss die regelmäßigen Kontrollen bezahlen. Die regionalen Käufer sollen ihr Vertrauen durch einen Besuch bei uns entwickeln und nicht mehr dafür bezahlen, dass Dritte uns kontrollieren.“ Denn Geld ist immer wieder Thema: Kosten wie Krankenversicherung, Strom, Handy- und Internetrechnung oder Steuern fallen auch für Lisa und Michael an. „Ich freu mich auf die Zeit, wenn wir von der Selbstversorgung leben können“, sagt Michael. „Unsere Vision ist, dass alle Menschen, die so leben möchten, das tun können.“ Gleichzeitig ist ihnen klar: Regionale Netzwerke werden immer auch Leute brauchen, die klassisch Geld verdienen.

Es ist Zeit für das Mittagessen. Michael geht in den Keller und holt aus einer großen, mit Sand gefüllten Kiste Pastinaken. Neben dem Eingang sind Fahrräder abgestellt. „Damit unsere Gäste hier mobil sind“, erklärt Michael. Ihre Besucher sollten möglichst mit öffentlichen Verkehrsmitteln anreisen. Als Dogmatiker wollen die Naturliebhaber nicht verstanden werden. „Wir wollen niemanden missionieren“, betonen sie einstimmig. Oft seien Besucher

überrascht von ihrer pragmatischen Art. „Einmal war ein Besucher ganz entsetzt, wie wir Persil-Waschmittel verwenden können. Aber es war bereits da, als wir eingezogen sind. Warum sollten wir es wegschmeißen?“

Nun schrubbt Michael die Pastinaken, an denen noch der Lehm vom Beet hängt. Währenddessen geht Lisa mit einem selbst geflochtenen Holzkorb in den Weingarten, um Brennesseln abzuschneiden. Sie erklärt begeistert, wie viele wertvolle Wildkräuter hier wachsen: Spitzwegerich, Taubnesseln, Ehrenpreis oder wilder Schnittlauch. Zurück in der Küche bereitet Lisa den Maisgrieß mit wildem Schnittlauch zu, Michael brät die Pastinaken an. Genuss spielt für Lisa und Michael eine große Rolle: „Wir essen sehr gerne, gut und viel. Das Selbst-Anbauen ist für uns eine Art erweiterte Küche. Dadurch sind die Lebensmittel viel geschmackvoller“, sagt Lisa.

### **Seit acht Jahren Veganer**

Schon seit acht Jahren ernähren sich die Öko-Freunde vegan. Sie haben oft genug mitangesehen, wie es in Schlachthöfen zugeht. „Das Töten eines Lebewesens empfinden wir als den ultimativen Gewaltakt. Alle Religionen und Philosophien beinhalten die Idee, kein Leid zu verbreiten, nichts zu

tun, das nicht rückgängig gemacht werden kann“, sagt Michael.

Über dem Herd klebt eine Einkaufsliste: „Salz, Klopapier.“ Ansonsten kaufen die beiden nur Öle, Essig oder Getreide von regionalen Bio-Bauern zu. Nicht nur Lebensmittel produziert das erfinderische Paar selbst: „Aus Kastanien stellen wir Waschmittel her, aus Seifenkraut Shampoo, aus der Ringelblume Pflegeöle“, erzählt Lisa.

Auch Möbel kaufen sie ungerne. „Da bauen wir lieber selbst aus einem Stück Holz etwas.“ Und Kleidung wird second hand besorgt.

Aus dem Konsum versuchen Lisa und Michael etwas Besonderes zu machen: „Wenn es einmal Schokolade gibt, schätzen wir das umso mehr.“ Und hier am Land werden sie nicht ständig in Versuchung geführt. „Wenn ich in Wien bin, wecken die vielen Angebote viel mehr Bedürfnisse in mir. Hier flüstern mir die Wildkräuter zu: „Pflück mich“, sagt Lisa und lacht.

Das Essen ist fertig. Hinter dem Esstisch an der Hausmauer lehnt ein großer Holzstapel. Damit heizt das Paar das gesamte Jahr über selbst. „Ich helfe einem Bauern beim Bäumefällen, dafür bekommen wir Holz“, erzählt Michael.

Selbstversorgung bedeutet für Lisa und Michael mehr als eigenes Gemüse: Das Paar will einen gemeinnützigen Car-Sharing-Verein gründen und Bildungs-Workshops zu Öko-Themen organisieren.

In dem kleinen Dorf sind sie gut integriert: „Gleich, als wir hierhergezogen sind, haben wir den Kontakt zu Einheimischen bewusst gesucht.“ Lisa und Michael verkörpern die Ausnahme von der Regel: „Den Bauern gefällt es, dass junge Menschen aufs Land ziehen, um landwirtschaftlich zu arbeiten. Sie borgen uns öfter Geräte.“

Auf ihrer Webseite [experiment-selbstversorgung.net](http://experiment-selbstversorgung.net) bieten Lisa und Michael an, sie auf ihrem Hof im Südburgenland zu besuchen. Immer wieder sind Neugierige und Gleichgesinnte zu Gast. Sie packen mit an und spinnen gemeinsam Ideen. „Unsere Besucher liefern Inspirationen für den Garten oder das Kochen. Wir hatten heuer schon 30 Gäste, nun brauchen wir mal eine Auszeit“, erzählt Lisa.

Heute haben die beiden noch viel vor: Sie werden jetzt die Weinruten an die Drähte binden. „Damit die Trauben dann genug Sonne bekommen“, erklärt Michael. Die Arbeit lohnt sich. „Unser Uhdler ist der Allerbeste.“ ■

Quelle: <http://www.furche.at/system/showthread.php?t=55577> [17.12.2015].





